

clv



Autobiografie

# BRUCE PORTERFIELD

Das Evangelium in der  
grünen Hölle Boliviens

clv

Christliche  
Literatur-Verbreitung e.V.  
Postfach 11 01 35 · 33661 Bielefeld

## *Widmung*

*Für meine Freunde,  
die an dem Auftrag, viele Stämme mit der guten Nachricht  
von unserem Herrn Jesus Christus zu erreichen, Anteil haben.*

© by Brown Gold Publications  
Bruce Porterfield: Commandos for Christ.  
The Gospel Witness in Bolivia's »Green Hell«

© der deutschsprachigen Ausgabe 1995 by  
Christliche Verlagsgesellschaft, Dillenburg

2008 by CLV · Christliche Literatur-Verbreitung  
Postfach 11 01 35 · 33661 Bielefeld  
CLV im Internet: [www.clv.de](http://www.clv.de)

Übersetzung: Gabriele Erkens  
Satz: CLV  
Umschlag: Werbeagentur 71a.de, Wuppertal  
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

ISBN 978-3-89397-691-1

# Inhalt

Vorwort zur englischen Ausgabe	6
Vorwort zur deutschen Ausgabe	7
Autobiografischer Abriss von Bruce Porterfield	8
Meine Herausforderung	11
Konfrontation mit dem Unbekannten	17
Am Rand der Dunkelheit	35
Die Lage sondieren	43
Speerspitzen	59
In die Steinzeit zurückversetzt	73
Das erste Basislager	84
Ein neuer Brückenkopf	92
Missionarsfrauen	106
Eine schmerzliche Niederlage	126
Der Sumpf packt zu	146
Gefährliche Stunden und Gottes Führung	167
Eine neue Aufgabe: Kämpfer für den Frieden	186
Ausweglos zwischen den Parteien	217
Vorbereitung für den Sieg	240
Nachwort	250

# Vorwort zur englischen Ausgabe

Das vorliegende Werk ist ein außerordentlich spannendes Buch über die Arbeit eines Missionars. Vom ersten Kapitel an, das beispielsweise die Begegnung mit einer Horde von Wildschweinen schildert, bis zum Ende des Buches wird der Leser durch die überaus spannende Erzählung gefangen gehalten.

Das Buch vermittelt dem Leser einen realistischen und ungeschminkten Einblick in die missionarische Arbeit unter wilden unerreichten Stämmen. Diese Menschen sind größtenteils völlig unbekannt in der zivilisierten Welt und auch unter Christen. Sie sind wertvolle Menschen, für deren Sünden Jesus Christus am Kreuz sein Leben gab.

Die Arbeit ist sehr gefährlich und sehr einsam. Der Autor sah sich mit völlig ungewohnten und unerwarteten Mühen und körperlichen Problemen konfrontiert. Doch neben diesen atemberaubenden Umständen gab es auch ungemein erfreuliche und humorvolle Zeiten. Dem Autor war all dies und manches mehr vergönnt.

Gottes Sohn, Jesus Christus, unser Retter, war der erste Missionar. Er hat die Herrlichkeit des Himmels verlassen, um in diese sündige Welt zu kommen und am Kreuz auf Golgatha zu sterben – nicht nur für uns, sondern für die ganze Welt. »Wie sollen sie davon erfahren ohne einen Prediger?«

Diese Erkenntnis veranlasste Bruce Porterfield, die USA zu verlassen und in die »grüne Hölle« des bolivianischen Dschungels zu gehen, um diesen vergessenen, wertvollen Menschen die Botschaft zu bringen, dass Gott sie liebt und sie von ihren Sünden erlösen will.

Dies hielt Bruce aufrecht und trieb ihn an auf seinem Weg durch undurchdringlichen Dschungel und überschwemmte Flüsse, in Zeiten von Hunger und Durst, in Erfahrung der Einsamkeit, von Krankheit und Schwäche des Körpers und auch der Seele. »Die Liebe Christi hatte ihn gefangen genommen.«

Sie müssen dieses Missionsbuch lesen. Möge es Ihr Herz aufwühlen und Ihre Seele anfachen, das Evangelium zu den unerreichten Stämmen dieser Erde weiterzutragen.

Kenneth J. Johnston

## Vorwort zur deutschen Ausgabe

In diesem Buch wird eindrücklich die Spannung beschrieben, die ein Missionar beim Versuch, friedliche Kontakte zu wilden Indianerstämmen aufzubauen, erlebt.

Bruce Porterfield hat sicherlich viele Schwierigkeiten in diesem Dienst erlebt, die der Leser nur teilweise nachvollziehen kann: die Hitze und Schwüle des Urwalds, die Einsamkeit und die Feindseligkeit der dort lebenden Menschen. Und doch scheuten er und seine Frau Edith keineswegs davor zurück, diese für ihren Herrn auf sich zu nehmen mit dem Ziel vor Augen, die Indianer mit der kostbarsten Botschaft der Welt vertraut zu machen. Wer hätte gedacht, wie sehr Zweifel, Ungewissheit und Entmutigung einen Teil im Leben eines Missionars einnehmen?

Beeindruckend ist gewiss die Standhaftigkeit, trotz widriger Umstände durchzuhalten und weiterzumachen, zu der Bruce und Edith Porterfield durch ihr kindliches Vertrauen zu einem allmächtigen Vater gelangt sind. Dieses Buch soll jedoch nicht Menschen in den Vordergrund stellen, welche Außerordentliches geleistet haben, sondern eine Ermutigung sein, den Staffelstab aufzunehmen und die Botschaft denen zu bringen, die sie bisher niemals hören konnten.

Der Inhalt des Buches wird Sie sicher fesseln und mit hineinnehmen in ein Land des Urwalds, direkt in die »Grüne Hölle« mitten im Herzen Südamerikas.

Auch heute wird noch überall auf der Erde viel solcher Pionierarbeit geleistet, wenn auch die meisten unerreichten Völker zwar nicht so wild und isoliert, aber doch abgeschnitten und fern vom wahren Leben sind. Die Spannung – wenn man diese Menschen schließlich mit dem Evangelium erreicht – ist groß und unüber-trefflich.

Heiko Hagemann  
*New Tribes Mission, Deutschland*

## **Autobiografischer Abriss von Bruce Porterfield**

Meine Frau Edith und ich haben 17 Jahre mit New Tribes Mission als Missionare in Bolivien gedient. Zusammen mit meinen Mitarbeitern verbrachte ich die meiste Zeit unserer Arbeit damit, einen freundschaftlichen Kontakt zu den primitiven Volksgruppen in abgelegenen Teilen des Landes herzustellen. Die Herausforderungen, denen wir begegneten, sind in meinem Buch »Das Evangelium in der Grünen Hölle Boliviens« nachzulesen.

Am 31. Dezember 1925 bin ich in Lansing, Michigan in den USA geboren worden. Unsere Familie lebte während meiner Kindheit wegen der finanziellen Depression und der hohen Arbeitslosigkeit in ziemlich ärmlichen Verhältnissen. Da ich jedoch in einer christlichen Familie aufwuchs, erfuhren wir, wie der Herr in den alltäglichen Dingen für uns sorgte. Im Alter von zwölf Jahren erlebte ich die Wiedergeburt in einer Methodisten-Kirche, in der das Evangelium verkündet wurde. In meiner Teenagerzeit verließ ich aber diese Kirche, da sie immer mehr von den Fundamenten der Bibel abwich und Wahrheiten wie die Jungfrauengeburt und die Göttlichkeit Christi leugnete.



Als ich 1943 die Schule beendete, ging ich zur Marine, um mich darauf vorzubereiten, auf den südpazifischen Inseln gegen die Japaner zu kämpfen. Wegen Lungenproblemen wurde ich zur Beobachtung in ein Marinehospital geschickt und daraufhin aus medizinischen Gründen aus dem Dienst entlassen. In der Zwischenzeit war meine Kompanie auf einer der Inseln ausgelöscht worden.

Für einige Monate arbeitete ich dann in einer Fabrik, die Teile für Panzer herstellte, als ich im November 1943 in der Tageszeitung von einer Nachricht las, die mich aus der Fassung brachte. In Bolivien wurden fünf Missionare vermisst, und man nahm an, dass sie von wilden Indianern getötet worden waren. Noch an diesem Abend fasste ich den Entschluss, dabei zu helfen, diese fünf Männer, die beim Versuch, das Evangelium auszubreiten, so mutig ihr Leben hingegeben hatten, zu ersetzen.

Im Februar 1944 kam ich zur *New Tribes Mission*, um mich ausbilden zu lassen. Im Sommer ging ich mit einer Gruppe nach Kalifornien, um das erste Trainingslager für Pioniermissionare anzufangen. Und noch im selben Jahr heirateten Edith und ich.

In den nächsten Jahren lernten wir Chinesisch, konnten aber keine Reisepässe erhalten, um nach China zu gehen. Daher warteten wir, und ich arbeitete zunächst in der Druckerei der Mission und dann einige Zeit als Baumgärtner. Während dieser Zeit leitete ich »Jugend für Christus« in Martin County, Kalifornien.

Schließlich kamen wir im September 1949 mit unseren zwei Kindern in Bolivien an. Seitdem hat der Herr uns mit drei weiteren Kindern gesegnet (Gwendolyn, Julia und Richard). Was dann folgte, war unbeschreibliche Trübsal, da wir uns entschieden, das Risiko der Kontaktarbeit einzugehen. Das bedeutete, von Alligatoren bevölkerte Sümpfe zu durchwandern, tagelang im Furcht einflößenden Durcheinander des Dschungels verloren zu gehen und den Tod guter Freunde bestätigen zu müssen. Aber noch heute kann ich bezeugen, dass diese ganze Mühsal durch Gottes Treue ausgewogen wurde. Er machte uns zu solchen, die immer wieder Hoffnung fassten.

Bei unserem zweiten Aufenthalt auf dem Missionsfeld von 1956-61 arbeiteten wir zunächst unter einem Stamm, bis ich dann

die Aufgabe eines Vertreters vor der Regierung für unsere Mission in Bolivien übernahm. Während dieser Zeit konnte ich auch verschiedene Male bei der Kontaktaufnahme mit den feindseligen Yuquis und dem Aarona-Stamm helfen. Später half ich dann mit bei der Verwaltung und dem Unterrichten an unserer Schule für Missionarskinder.

Der dritte Aufenthalt in Bolivien beinhaltete verschiedene Aufgaben vom Vertreter der Mission vor der Regierung über den Buchhalter bis hin zum Feldleiter.

Nach unserem dritten Heimataufenthalt 1966-1967 planten wir, nach Bolivien zurückzukehren. Aber der Herr führte uns in die Öffentlichkeitsarbeit für NTM. Bis zum Jahr 2003 reiste ich von Küste zu Küste, 1 300 000 Meilen, um Menschen herauszufordern, ihr Leben in der Außenmission einzusetzen. Viele sind der Aufforderung gefolgt, haben sich in den Dienst für Gott gestellt.

Im Dezember 2003 erlitt Edith einen Schlaganfall, und ihre rechte Seite war gelähmt. Mit meinen 78 Jahren setzte ich mich zur Ruhe, um ihr zu helfen. Im Mai 2007 verletzte sie sich am Rücken und hatte viele Knochenbrüche. Seitdem benötigen wir zu Hause vollzeitliche Hilfe.

Neben unseren fünf Kindern haben wir neun Enkelkinder und zwölf Urenkel.

Wir bekommen weiterhin viele Bestellungen für unser Buch und es wurde viele Male neu aufgelegt. Die Missionsnachricht wird weiterverbreitet, auch wenn wir nicht mehr aktiv beteiligt sind. Wir warten auf die Wiederkunft des Herrn oder dass Er uns zu sich in unser himmlisches Heim bringt, was auch immer zuerst geschieht.

Mit Freude Sein Diener

Bruce Porterfield, im Juli 2008

## Meine Herausforderung

Während ich mich den wild überwucherten Trampelpfad entlangkämpfte, wurde das Verlangen umzukehren in mir immer stärker. All die Schwierigkeiten und widrigen Umstände meiner einsamen Lage krochen mir wie giftige Schlangen durch den Kopf. Ich spürte immer mehr, wie tollkühn mein Versuch war, den Weg durch diesen vollkommen unwegsamen Dschungel im unerforschten Gebiet nahe der bolivianischen Grenze allein zu finden.



Hier, mitten in dampfender Luftfeuchtigkeit, wurde es zunehmend unmöglich, Trinkwasser zu finden. Seit vier Tagen suchte ich ohne Unterbrechung und schwitzte pausenlos. Jetzt war es fast Nachmittag. Mein letzter Schluck lag bereits zehn Stunden zurück. Ich konnte kein Hoffnungszeichen mehr sehen, und meine Kehle brannte vor Durst.

Meine Füße waren übersät mit Blasen, und die Tragriemen schnitten mir in die Schultern. Ich stolperte, blieb einen Augenblick stehen und versuchte, die Riemen an weniger schmerzende Stellen zu schieben.

Benommen schaute ich mich um. Ich befand mich auf einer kleinen Lichtung, umstanden von gedrungene Palmen. Die schuppigen Stämme, ungefähr einen Meter dick, wuchsen wie riesige, verrottende braune Maiskolben zu einer Höhe von annähernd fünf Metern; dort breiteten sich die Äste aus, schwer beladen mit breiten grünen Blättern. Hinter den dicken, einzeln wachsenden Palmen standen wie eine lebende Mauer riesige dichte Bäume, zwanzig Meter hoch und höher, die Äste dicht verschränkt weit über den Palmwipfeln. Ich schaute auf in der Hoffnung, einen Hinweis

auf das kommende Wetter zu entdecken, sah aber nur diese undurchdringliche, grüne Kuppel – da war nicht das kleinste Fleckchen Himmel.

In der Luft lag schwer und feucht der Geruch von Moder und Verwesung. Auf der dampfenden Erde um mich her lagen abgefallene Palmzweige und halb verfaulte Blätter. Verstreute Farn- gewächse hingen schwer in der feuchten Hitze. Aufgebrochene Kokosnüsse, deren Fleisch hungrige Tiere herausgekratzt hatten, lagen verstreut auf der Lichtung. Sie würden dem Boden, der einst sie genährt hatte, wieder als Nahrung dienen. Die braune Erdkruste war narbig und aufgerissen, wo sie kürzlich durchwühlt worden war. Die aufgegrabenen grauen Gruben darunter legten die abge- bissenen Enden absterbender Wurzeln bloß, weiß wie Knochen.

Mein Verstand riet mir umzukehren, aber eine innere Stimme drängte mich vorwärts. Es war der gleiche Kampf, der mich schon seit drei Tagen gefangen hielt. Eigentlich gab es keinen vernünftigen Grund für den Versuch, meine Freunde jetzt während der Trockenzeit zu erreichen. Nach allem, was ich wusste, waren sie sicher in einem Camp tief im Dschungel. Mit Flößen waren sie, versehen mit ausreichend Vorräten an Trinkwasser und Lebens- mitteln, ins Macurapi-Gebiet aufgebrochen, als die Flüsse und Sümpfe noch Hochwasser gehabt hatten. Und doch war ich schon so weit gekommen. Verbissen hatte ich den schlimmsten Sumpf, den ich je gesehen hatte, überquert, mühselig Meile um Meile undurchdringlichen, schier endlosen Dschungels hinter mir gelas- sen, um ihnen ein kleines Paket mit zusätzlichen Lebensmitteln und Medikamenten zu bringen, von denen ich fühlte, dass sie sie brauchten. Warum?

*Warum?* Zum hundertsten Mal stellte ich mir diese Frage. Und zum hundertsten Mal antwortete diese eindringliche Stimme in meinem Inneren: *Deshalb – du musst weitergehen.*

Ich begann mir vorzustellen, ich säße auf einer kühlen Veranda, mit einem Glas Eistee in der Hand ...

Plötzlich wurde ich von einem lauten Klappern aufgeschreckt. Genau vor mir, etwa sechs Meter entfernt, stand ein großer, schwarzer, wilder Eber. Er verursachte das laut klappernde Ge-

räusch mit seinen blitzenden, weißen Zähnen, die hinter seiner hochgeschobenen Oberlippe zum Vorschein kamen. Dieses Geräusch und die aufgestellten schwarzen Borsten seines hässlichen schwarzen Rückenfells ließen keinen Zweifel aufkommen. Er war bereit zum Angriff.

Ein zweites Klappern stimmte in das erste ein: Ein zweites Schwein stand keine anderthalb Meter neben ihm. Gelähmt vor Angst sah ich mich vorsichtig um und entdeckte noch eines und noch eines – insgesamt vier, und alle klapperten in meine Richtung mit diesen mörderischen Zähnen.

Ich zog meine Pistole und entsicherte sie. Langsam bewegte ich mich rückwärts. Aus den Augenwinkeln versuchte ich, den nächsten Baum auszumachen, auf den ich im Ernstfall schnell klettern könnte – die bröckelige Rinde der Palmen war jedoch unmöglich einzuschätzen.

Die Schweine behaupteten das Feld wie Wachposten, stur und unnachgiebig, boshaft mit hungrigen Zähnen klappernd. Ich fuhr fort, mich Zentimeter um Zentimeter zurückzuziehen, wobei ich immer wieder verzweifelt die Entfernung zu meinem ausgesuchten Baum abschätzte, immer im Vergleich zur voraussichtlichen Geschwindigkeit der Wildschweine.

Dann hörte ich direkt hinter mir ein lautes, scharfes Klappern. Ich fuhr herum. Ein weiteres halbes Dutzend von ihnen schnitt mir den Fluchtweg ab! Sie vereinten ihr wütendes Geklapper mit dem der Schweine vor mir. Bevor ich überhaupt den Versuch beginnen konnte, den rettenden Baum zu erreichen, barst alles um mich her in Lärm. Angeführt von dem grauenvollen klappernden Chor, drang aus dem Dschungel eine Armee von blitzenden, schwarzen Augen, schwarzen Borsten und weißen Zähnen, um mir jeden möglichen Weg abzuschneiden. Alle rettenden Bäume lagen nun hinter ihrer Angriffslinie. Sie formierten sich zu einem engen Kreis und standen still, unverrückbar, wild entschlossen und wütend klappernd. Mit einem kurzen verzweifelten Blick schätzte ich ihre Anzahl auf etwa siebzig. Ich hatte neun Schuss in meiner Pistole. Wenig Hilfe! Wenn sie angriffen, würde die Waffe mein Leben um maximal dreißig Sekunden verlängern.

Etwa vier Meter vor mir standen die ersten Schweine. Sie behaupteten ihr Feld. Ich behauptete mein Feld. Minuten vergingen. Das Klappern fuhr unvermindert fort.

»Herr«, betete ich, »ich brauche dringend Hilfe von dir.«

In diesem Nervenkrieg war der Lärm schon fast völlig ausreichend, um mich völlig um den Verstand zu bringen. Vielleicht war das ihre Taktik: mich dadurch kleinzukriegen, dass sie einfach warteten, während sie mich mit diesem grauenvollen Lärm mürbe machten, weiterhin wartend und wartend auf den Augenblick ...

Ich musste irgendetwas tun. Sachte versuchte ich, mich nach vorn zu schieben. Als ich nur wenige Zentimeter nach vorn gekommen war, bewegten sich die Schweine vor mir wie auf Kommando einen Schritt zurück. Ich wagte einen großen Schritt. Sie gingen wieder einen Schritt zurück. Ich sah mich um: Die Schweine hinter mir hatten aufgeschlossen. Ich war auf dem Pfad einen halben Meter weitergekommen und befand mich in exakt derselben Lage wie vorher. Das Klappern hielt unvermindert nervenaufreibend an – ihre Taktik begann bei mir zu wirken. Ich war allein und wehrlos.

Sie hatten mich!

Welch eine Kette von Ereignissen hatte zu diesem Moment geführt – eine Kette über die Dauer von neun Jahren, um genau zu sein! Während des Zweiten Weltkriegs war ich aus gesundheitlichen Gründen aus der Marine entlassen worden und arbeitete danach in einem Rüstungsbetrieb in Lansing, Michigan. Ich wusste, dass ich unzufrieden war, wusste aber nicht genau, weshalb. Sicher war, dass ich drei Jahre lang von dem Gedanken, Missionar zu werden, verfolgt wurde; mehr oder weniger erfolgreich verdrängte ich den Gedanken immer wieder. Die Arbeit in einer Fabrik war sicher nicht das, was ich mir für mein Leben wünschte, aber ich sah keine unmittelbaren Alternativen dazu.

Am Ende eines jeden Tages kam ich ausgebrannt nach Hause – erschöpft nicht nur von der schweren Arbeit, sondern auch unzufrieden. Ich tat weder das, was ich tun wollte, noch das, was ich tun sollte.

Aber ich wollte die wachsende Herausforderung dieser Gedanken nicht wahrhaben; ich wehrte mich dagegen. Vielleicht hatte ich auch Angst, nicht die nötige Glaubensstärke und keine Berufung zum Missionsdienst zu haben, die für diese Aufgabe Voraussetzung sind.

An einem verhangenen Januarabend im Jahre 1944 saß ich nach einem langen Arbeitstag zu Hause. Ich hörte das vertraute Rumsen des Abendblatts, das gegen meine Haustür knallte. Als ich die Zeitung aufhob, sah ich einen Artikel, der mich sofort in Bann schlug. Fünf Missionare waren von bolivianischen Indianern, die noch in der Steinzeit zu leben schienen, ermordet worden. Hier und jetzt wurde ich unmissverständlich herausgefordert. Vollkommen erschüttert stellte ich mich meiner Verantwortung. Ich wusste plötzlich genau, was ich mit meinem Leben anfangen sollte: Ich sollte in die Fußstapfen dieser Männer treten und Gottes Wort zu diesen Menschen bringen, die noch nie von Jesus Christus gehört hatten. Einwände und Zögern waren verschwunden. Mein Entschluss stand fest.

Von da an hatte mein Leben nur noch dieses eine Ziel: diesen Märtyrern nach Bolivien zu folgen. Aber wie sollte ich das anstellen? Ich hatte keinerlei Erfahrung in der Missionsarbeit. Aber ich war fest entschlossen, was immer nötig sein sollte zu lernen.

Und so nahm ich einige Monate nach diesem denkwürdigen Tag das Studium an einer Missionsschule in Chicago auf. Hier bekam ich beides, sowohl körperliche als auch geistliche Ausbildung. Intensives Schriftstudium stand ebenso auf dem Lehrplan wie all die anderen praktischen Dinge, in denen ein Missionar geschult sein muss – vom Bootfahren bis zum Haareschneiden, vom Gartenbau bis zum Aufbau eines Gemeindehauses für die Einheimischen. Danach fuhr meine Klasse nach Kalifornien zum Mendocino-Wald, wo wir ein »missionarisches Basislager« errichteten. Nach dem Vorbild der militärischen Basislager gestaltet, war es das erste seiner Art. Der Zweck war, so realistisch wie möglich die Umstände vorzustellen, unter denen Missionare in der Wildnis leben müssen, und sie fit zu machen als Kämpfer auf dem Missionsfeld.

Dort wurde das praktisch und geistlich Erlernte auf den Prüfstand gestellt und zum Abschluss gebracht. Dort lernten wir in schwierigen Situationen, auf Gott zu vertrauen. Unter den extrem notvollen Lebensbedingungen dort wurden wir erst fähig zu erfassen, in welcher wunderbaren Weise Gott unsere Bedürfnisse in Zeiten der Not stillte. Erst nach diesen außerordentlichen physischen Anstrengungen und dem geistlichen Wachstum würden wir fähig sein, jenseits aller Zivilisation das Leben zu meistern und Gottes Werk in uns nicht zu hindern.

In dieser Bibelschule in Chicago traf ich Edith Olson, die ebenso wie ich in ihrer Berufung brannte, Gottes Wort zu verbreiten. Einige Monate später, im Basislager, wurden wir getraut.

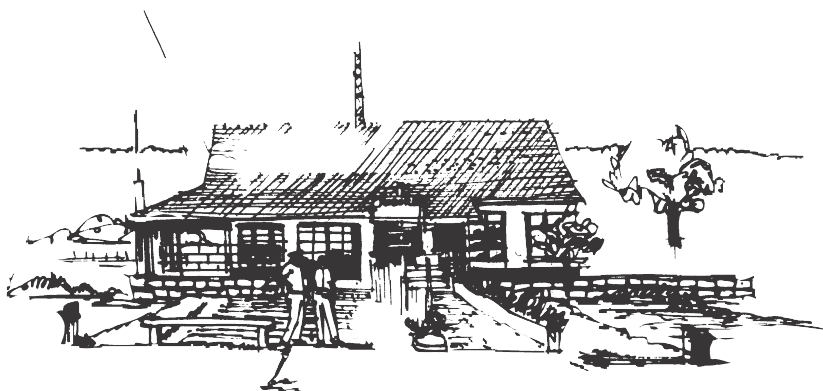
In den Jahren, die meinem Ruf folgten, vertiefte und festigte sich mein geistliches Erfahrungsspektrum. Ich fuhr fort, sowohl in Chicago als auch im Basislager zu arbeiten. Edith und ich bekamen zwei Kinder geschenkt, erst Brian, dann Connie. Während der zwei Jahre, die wir auf einen Missionsauftrag warteten, arbeitete ich als Förster in Kalifornien und leitete in dieser Zeit noch eine Jugend-für-Christus-Bewegung.

Dann, endlich! Es war Zeit, nach Bolivien aufzubrechen – in dasselbe Gebiet, in dem die Missionare, deren Schicksal mich herausgefordert hatte, ihr Leben gegeben hatten.

Ende September 1949 startete die kleine Missionsmaschine vom Flugplatz in Corumba aus, einer kleinen Stadt an der Ostgrenze Brasiliens. Ziel: das kriegsgeschüttelte Bolivien. Meine Entscheidung von vor nunmehr fast sechs Jahren sollte sich verwirklichen.



## Konfrontation mit dem Unbekannten



Aus der Luft sahen wir eine riesige Steppenlandschaft unter uns. Fast schon am Horizont, inmitten einer Flickenlandschaft aus Dschungel und kultiviertem Boden, entdeckten wir Robore und die Landebahn. Im Landeanflug sahen wir erstaunt, dass das Flugfeld mit Öltönen übersät war. Ben Weatherfield, unser Pilot, zog die Maschine wieder hoch und nahm über Funk Kontakt zur Bodenstation auf. Die bolivianischen Soldaten dort erklärten, dass dies nur eine Vorsichtsmaßnahme sei, die Übergriffe der Rebellen auf landende Versorgungsflugzeuge verhindern sollte. Während Ben den Flugplatz umkreiste, stellten wir uns dem Bodenpersonal vor. Bald sah man winzige Figuren auftauchen, die die Ölfässer beiseiterollten.

Die Maschine landete ruhig und hielt vor einem flachen Backsteingebäude. Nun waren wir endlich in Bolivien. Wir wussten nicht, was uns erwartete, aber zumindest hatten wir unseren Bestimmungsort erreicht.

Wir kletterten heraus und atmeten die trockene, heiße bolivianische Luft tief ein. Wir waren froh, wieder auf dem Erdboden zu stehen. Die Szenerie wirkte ungewöhnlich friedvoll; wir suchten vergeblich nach irgendeinem Zeichen der Revolution.

»Hören Sie!«, rief jemand. Alle standen gespannt. Aus der Ferne hörte man das Geräusch eines anderen Flugzeugs.

»Die Rebellen!«, sagte ein Mann neben mir mit gedämpfter

Stimme. Menschen rannten in Deckung. Von überall her erschienen Männer, die die Fässer wieder hinausrollten. Einer der Armeeoffiziere rief uns zu: »Gehen Sie weg von dem Flugzeug – es wird wahrscheinlich bombardiert!«

Edith und ich nahmen die Kinder bei der Hand und eilten zu einem vergleichsweise sicher wirkenden Haus in der Nähe. Wir versuchten angestrengt, ruhig zu wirken, um die Flut von Fragen, die Brian uns sonst stellen würde, zu vermeiden.

Zwei Maschinen nahmen Kurs auf den Flugplatz, kreisten, ohne einen Schuss abzufeuern, und drehten dann wieder ab. Dann kamen sie zurück. Ich war sicher, dass sie uns diesmal angreifen würden. Aber auch jetzt geschah nichts. Sie umkreisten den Flugplatz und verschwanden erneut – diesmal auch wirklich.

Meine Knie waren ein wenig zitterig, als ich zum Flugzeug zurückging, um unser Gepäck zu holen. Plötzlich hörte ich eine Stimme rufen: »Hallo, Kinder! Tut das gut, euch beide zu sehen!«

Eine schmale braunhaarige Person in blau gemustertem Kleid lief auf uns zu. Ich erkannte Helen Ostewig. Helen hatte sich seit Brians Geburt angewöhnt, uns allesamt mit »Kinder« anzusprechen. Einmal hatte sie uns abends besucht, während wir alle in der Missionszentrale arbeiteten, und sie hatte festgestellt, dass wir wie zwei Kinder aussahen, die mit einer lebenden Puppe spielten. Gibt es etwas Schöneres als den Anblick eines vertrauten Gesichts, wenn man als Fremder in einem fernen Land ist? Vor allen Dingen nach den Erfahrungen, die wir gerade hinter uns gebracht hatten, war uns der Anblick Helens ein wahres Labsal. Es folgten Küsse, Umarmungen, man drückte sich und – konnte es kaum glauben!

Helen stand uns besonders nahe. Sie war es gewesen – damals Sekretärin bei Paul Fleming, dem Leiter der Mission, die uns ausandte –, die mein erstes Bewerbungsschreiben wohlwollend beantwortet hatte. Von Anfang an hatte sie mir auf meinem Weg zum Missionarsdienst geholfen. Als Edith und ich in Chicago wohnten, war es ihre warmherzige Persönlichkeit, die uns ihre Freundschaft suchen ließ. Später heiratete sie dann Jim Ostewig.

Wir hatten gehofft, dass die Möglichkeit bestehen würde – und jetzt sah es ganz danach aus –, dass wir vier zusammen im selben

Stammesgebiet würden arbeiten dürfen. Unsere Missionsgesellschaft bevorzugte eine solche Einsatzplanung. Wir hatten eigentlich vorgesehen, alle mit demselben Flugzeug die Staaten zu verlassen. Aber einige Tage vor dem Abflug hatten wir unsere Plätze an Joy und Myron Gess abgegeben, weil Joy gerade an dem Abschnitt ihrer Schwangerschaft angelangt war, während dem das Reisen am ungefährlichsten ist. So waren uns also Ostewigs vorausgereist. Wir hatten gehofft, sie irgendwo auf der Reise wiederzutreffen, aber wie die Umstände waren, konnten wir nicht wissen, wann oder wo das sein könnte.

Connie Wyma kam ebenfalls herüber, um uns willkommen zu heißen. Sie und ihr Mann Mel, ein Missionspilot, waren alte Freunde von uns. Wir hatten unsere Ausbildung alle zur selben Zeit begonnen.

»Aber wo ist Jim?«, fragte ich schließlich.

»Oh, er ist schon vorausgefahren«, antwortete Helen. »Kommt, lasst uns gehen. Ihr müsst eure Taschen zum Missionshaus tragen. Es ist nur ungefähr eine halbe Meile. Ich werde euch unterwegs alles erzählen.« Unaufhörlich plauderte sie weiter. »Wir haben übrigens unseren Platz«, sagte Helen. »Wenigstens denke ich, dass wir ihn haben. Jim ist jetzt schon da oben.«

»Mel hat ihn hingeflogen«, fügte Connie noch hinzu. »Sie sind vor ein paar Tagen aufgebrochen.«

»Ach, wirklich?«, fragte Edith aufgeregt. »Wo ist es denn?«

»Eine Art Siedlung im Dschungel mit Namen Cafetal.«

»Cafetal?« sagte ich. »Noch nie gehört, diesen Namen.«

Helen lachte. »Da bist du in guter Gesellschaft. Ich hatte Mühe, jemanden zu finden, der den Namen schon gehört hat. Alles, was ich weiß, ist, dass es irgendwo oben im Norden liegt, im Dschungel, genau an der Grenze zwischen Bolivien und Brasilien.« Ihre Stimme bekam einen aufgeregten Klang. »Soviel ich verstanden habe, gibt es in der Gegend einige wirklich primitive Eingeborenstämme. Man kann es sich kaum vorstellen, aber sie sind Wilde, die noch genauso leben wie vor Tausenden von Jahren.«

Edith murmelte erstaunt. Sie wollte wissen, warum Jim und Helen Cafetal ausgewählt hatten.

»Es ist eine schier unglaubliche Geschichte«, fuhr Helen fort. »Ehrlich, wenn man sich vor Augen führt, wie Gott Menschen gebraucht! Vor ungefähr acht Wochen tauchte ein Mann hier in Robore auf, ein Österreicher, groß und stattlich – garantiert aus der Armee. Er hatte diesen europäischen Charme, aber es war trotzdem etwas Geheimnisvolles an ihm. Er gab an, ein Abenteurer zu sein. Im ganzen Land hatte er nach Gold gesucht. Sein Name ist Frederico. Er lebt schon seit einiger Zeit im Cafetal. Jim und Mel versprachen ihm, wenn er eine Landebahn anlegen würde, dann würden unsere zwei Familien dort arbeiten. Er sagte, er wolle es tun. Letzten Monat flogen Jim und Mel hinauf, sahen, dass die Landebahn zu kurz war, und hinterließen eine Nachricht für Frederico, sie müsste verlängert werden. Abgesehen davon kann ich euch nichts über Cafetal berichten – mehr weiß ich nicht.«

Wir hatten das Haus fast erreicht, das für die nächsten Tage unser Zuhause sein sollte. Als wir alle in das Haus marschierten, dachte ich, dass die Einwohner der Stadt sich sicher wunderten, wie das kleine Vier-Zimmer-Haus eine ganze Flugzeugladung an Missionaren beherbergen sollte.

Im Garten blieb Helen Ostewig stehen. Sie legte eine Hand auf meinen Arm und lenkte meine Aufmerksamkeit auf ein lang gezogenes, flaches weißes Gebäude mit rotem Ziegeldach. »Erkennst du es wieder?«, fragte sie leise.

Mir stiegen Tränen in die Augen, und meine Stimme versagte. Mechanisch nickte ich. Und ob ich es erkannte! Dieses Haus war das Hauptquartier der fünf Missionare gewesen, die beim Versuch, zu den Ayores Kontakt aufzunehmen, ihr Leben verloren hatten. Wie oft hatte ich dieses Haus während des Trainingskurses gesehen, auf Filmen, die die fünf zurück in die Staaten geschickt hatten. Es war für mich ein heiliger Ort. Und jetzt sah ich es mit meinen eigenen Augen.

Ich ließ die anderen ins Haus vorangehen. Mein Kopf war immer noch angefüllt mit den Eindrücken der vergangenen Tage. Zunächst die Tränen meiner Mutter und mein Vater, der mühsam Haltung bewahrte, beim Abschied vor ihrem Haus in Lansing: Sie wussten nicht, wann oder ob sie überhaupt jemals einen von uns

vieren wiedersehen würden. Wir waren auf dem Weg in eines der unzugänglichsten Gebiete der Erde, wo viele vor uns schon zu Tode gekommen waren. Dann der gewaltige Dämpfer, den unsere Hoffnungen auf dem Flughafen in Miami erhalten hatten, angesichts der dicken Schlagzeilen, dass in Bolivien die Revolution ausgebrochen war – dies konnte das Ende aller Arbeiten dort bedeuten. Dann die Nacht, zusammengerollt auf dem kalten Fußboden eines hoffnungslos überfüllten Hotels in Puerto Rico. Und dann die folgende Nacht, in der unser Missionsflugzeug infolge eines Sturms und einer unterbrochenen Funkverbindung für mehrere angstvolle Minuten über Nordbrasilien verloren schien, bis unser Pilot, Ben Weatherfield, mit Hilfe des Herrn schließlich die Stadt Belem fand und sicher landete. Brian, vier Jahre, und Connie, ein Jahr alt, hatten während der ganzen Zeit friedlich geschlafen.

Dann die Schlagzeilen dort –

#### BOLIVIANISCHER PRÄSIDENT AN LATERNENPFAHL AUFGEHÄNGT

– weckten neue Ängste und ließen uns zweifeln, ob es Sinn hatte weiterzumachen. Weiterreise! Dann das Geschenk, einige Armeeoffiziere zu treffen, die uns eine Mitfluggelegenheit ermöglichten, ins Land zu kommen.

Ich schaute noch einmal auf das Haus der fünf Missionare. Und während ich es ansah, wuchs in mir eine neue Kraft, eine neue Berufung. Den Gedanken an die fünf Männer im Herzen, betete ich um Hilfe, das unvollendet vor mir liegende Werk des Herrn weiterführen zu dürfen.

Drinne glich der hübsche, kleine Wohnraum des Missionshauses eher einem Flüchtlingslager mit all den aufgetürmten Koffern und Reisetaschen. Aber niemand störte sich daran. Helen und Connie stießen zu uns und hatten bald ein schmackhaftes Abendessen aus spanischem Reis und grünem Salat zubereitet.

Unter dem Einfluss all dieser neuen Eindrücke hatten wir die Revolution ganz vergessen. Aber als die Nacht anbrach, wurden wir jäh an die Nähe der Rebellen erinnert: das Durchzählen der

Wachposten. »*Uno – dos – tres*«, bellten sie. Mit wenig Hoffnung auf Schlaf packten wir die Kinder unter ihren Moskitonetzen ins Bett und setzten uns, um miteinander zu sprechen, große Tassen mit starkem bolivianischen Kaffee auf den Knien.

Mel und Connie Wyma waren schon seit drei Jahren hier in Bolivien. Mel, der mit seiner eigenen Maschine aus den Staaten gekommen war, hatte bereits einige Male Kontakt zu den Ayores gehabt. Ich dachte, Connie könnte mir vielleicht einige nähere Einzelheiten über das Schicksal der fünf Missionare, die sie umgebracht hatten, erzählen.

»Keinem von uns ist es bis jetzt gelungen, genug von ihrer Sprache zu lernen oder mit ihnen allen in freundlichen Kontakt zu treten, um Licht in die Ereignisse von damals zu bringen«, sagte Connie. »Zunächst nahm jeder an, dass sie alle umgebracht wurden. Aber die Witwen hielten immer noch an der Hoffnung fest – klein, aber sie war da –, dass sie vielleicht doch noch irgendwo im Dschungel am Leben sein könnten. Letztendlich aber war jemand in der Lage, mit den Mördern selbst zu sprechen – ihr Tod wurde bestätigt.«

Ein Schuss knallte. Wir zuckten zusammen. Für Helen schien dies jedoch nichts Ungewöhnliches zu sein. Aber die Unterhaltung wandte sich dem möglichen Ausbrechen neuer Kämpfe zu.

Connies Ausführungen hatten meine Missionsleidenschaft neu entfacht. Vielleicht würde meine Arbeit mich zu neuen Erkenntnissen über diese Männer führen. Ich würde dann meine Bestimmung erfüllen, nämlich in ihre Fußstapfen zu treten, vorausgesetzt, der Herr führte mich in diese Richtung.

Später am Abend kamen noch zwei der Witwen zu uns herüber. Es war eine der eindrucksvollsten Erfahrungen in meinem Leben, wie die beiden in völliger Ruhe von den Ereignissen berichteten, die der Tragödie vorangegangen waren und die ihr folgten – von ihrer Hoffnung und ihrem Glauben.

Jemand meinte, es sei langsam Zeit fürs Bett. Es war schon fast Mitternacht, als Connie Wyma mir das Quartier zeigte, das für die Männer hergerichtet war – ein palmbblattgedeckter Schuppen, etwa zehn Meter hinter dem Haus. In Anbetracht unseres Ein-

treffens hatte man einige Einheimische angeheuert, um diese Unterkunft zu errichten. Fünf oder sechs Hängematten waren unter dem Dach für uns aufgehängt. Einer nach dem anderen kletterten wir hinein. Wir waren erschöpft. Keiner sprach. Die Nachtluft war warm und schwer. Das einzige Geräusch war das ausdauernde Gequacke der Frösche, als ob einer den anderen übertreffen wollte. Ab und zu legten sie eine Pause ein, und wir wunderten uns, wer sie wohl in ihrem angestammten Gebiet aufgestört hatte. Aber meine Augenlider waren bleischwer, und ich sank in einen leichten ersten Schlaf.

Urplötzlich zerriss Gewehrfeuer die Stille. Kugeln piffen durch die Luft, über unsere Köpfe hinweg. So schnell wir konnten, rollten wir uns aus den Hängematten. Wir rannten ins Haus, um sicherzustellen, dass unseren Frauen und Kindern nichts geschehen war. Sie waren unversehrt, obwohl einige Kinder aufgewacht waren und angstvoll weinten. Wir hatten selbst dringend Zuspruch nötig, aber wir versuchten, sie zu beruhigen. So plötzlich, wie es begonnen hatte, hörte das Schießen wieder auf.

Schweigen – dann begann das Durchzählen der Wachposten. Wir lauschten gespannt.

»Uno – dos – ... ?«

Die Kugel eines Heckenschützen hatte Nummer drei zum Schweigen gebracht. Unsere Gedanken wanderten zu dem armen Kerl, und wir überlegten, wie schwer er wohl verletzt sein mochte. Es dauerte nicht lange, dann antwortete eine neue Stimme für Nummer drei. Das Echo der Appelle hing in der Luft.

Aber die Frösche blieben stumm. Daraus schloss ich, dass die Rebellen noch immer in der Nähe sein mussten. Tatsächlich, eine gute Stunde später bellten die Gewehre wieder. Diesmal flogen die Kugeln sogar noch näher am Haus vorbei. Noch mal das Abzählen. Keine Antwort von Nummer fünf. Ein Leben nach dem anderen wurde ausgelöscht.

Nach einer Zeit im Arm der Eltern beruhigten sich die Kinder wieder und gingen zurück ins Bett. Es war schon fast Morgen. Wir kehrten zu unseren Hängematten zurück.

Mit dem Morgen unseres zweiten Tages in Robore brachen

auch die Diskussionen über das nächtliche Geschehen auf. Als Connie Wyma die Fensterläden aufstieß, flutete das orangefarbene Licht der aufgehenden Sonne in die Dunkelheit des Wohnzimmers.

»Also, Kinder«, Connie gähnte halb, »habt ihr letzte Nacht ein bisschen Schlaf bekommen?«

»Schlaf, wie schreibt man das?«, fragte ich. Ich saß hinter Edith und hielt sie in den Armen.

»Liebe Güte!«, rief Edith. »Als die Schießerei losging, dachte ich, ich würde sterben vor Angst.«

Bald jedoch vermittelte der vertraute Geruch von Haferflocken, die auf dem Holzherd kochten, ein heimeliges Gefühl.

»Würde mich interessieren, wer heute Morgen die Regierung stellt«, sagte ich, während ich zur Tür hinüberging und durch die obere offene Hälfte nach draußen sah.

Alles wirkte ruhig. Einige Frauen in sauberen, aber ausgebleichten formlosen Kleidern huschten vorüber, Gemüse oder Fleischstücke in der Hand. Die meisten von ihnen gingen barfuß, das lange schwarze Haar floss den Rücken herab. Beim Blick die lange sandige Straße hinunter sah ich Staub, der aus geöffneten Türen flog, als drinnen die Ziegelfußböden gefegt wurden. Rauch zwirbelte sich langsam in die Luft. Man kochte auf offenem Feuer.

»Iiiiih!« quietschte eine Frauenstimme hinter mir. »Da ist ein Skorpion!«

Connie Wyma ging hinüber und zertrat das Tier ganz beiläufig.

»Ihr werdet euch daran gewöhnen«, sagte sie. »Sie sind überall. An manchen Tagen erlegt man ein halbes Dutzend.«

Nach achtundvierzig Stunden hatten Edith und ich Gelegenheit, uns zusammen mit den Kindern die Stadt ein wenig anzusehen. Es dauerte nicht lange, bis wir merkten, dass wir Objekte einer ganz besonderen Art von Neugier waren. Jedes Mal, wenn einer von uns sich umdrehte oder den Kopf plötzlich zur Seite wandte, konnte man irgendeine Person in einem Hauseingang verschwinden sehen, oder ein Kopf zog sich blitzschnell in ein Fenster zurück. Das war merkwürdig, denn wir waren bestimmt



nicht die ersten Amerikaner, die sie zu Gesicht bekamen. Aber wir dachten uns nicht allzu viel dabei.

Am nächsten Tag in der Frühe kamen zwei oder drei Frauen, die Bananen, Reisbrot oder Maiskekse an der Tür verkauften. Natürlich wollten sie auch die neuesten Neuigkeiten erzählen. An diesem Morgen hatten sie zu berichten, dass die Regierungstruppen Cochabamba wieder zurückerobert hatten. Diese Stadt war die Provinzhauptstadt und hoffentlich unser Bestimmungsort.

Wenige Minuten später erschien ein Armeeeoffizier, der uns bat, ihn und einige andere Offiziere nach Cochabamba zu fliegen. Er versicherte uns all seine mögliche Unterstützung bezüglich der dortigen Behörden, wenn wir dort angekommen wären. Allerdings warnte er uns davor, dass die Maschine unterwegs möglicherweise beschossen werden könnte, da es wegen der Revolution verboten war, Privatflugzeuge zu benutzen. Niemand nahm den Vorschlag begeistert auf. Ben wies allerdings darauf hin, dass wir im Fall einer Ablehnung nicht wüssten, wann wir je nach Cochabamba gelangen würden. Dies war das entscheidende Argument.

Am selben Nachmittag gingen wir Männer in einem kleinen malerisch gelegenen Weiher unweit des Hauses mit unseren Kindern zum Schwimmen. Als wir zurückkamen, lachte Ben aus vollem Halse.

»Du wirst es nicht glauben, Bruce«, sagte er. »Ich habe herausgefunden, warum ihr letzthin so interessant für alle wart. Eines der Missionskinder erzählte, sie hätten in der Schule eine hitzige Diskussion gehört, und weihten mich ein. Padre Juan erzählte allen Kindern in der Stadt, dass ihr Teufel wärt. Sie haben nach euren Schwänzen Ausschau gehalten!«

Brüskiert sagte Brian entrüstet: »Ich habe keinen Schwanz.« Wir alle lachten schallend.

»Aber sie wissen jetzt die Wahrheit«, sagte Ben. Eins der Kinder ist euch zum Weiher gefolgt, um ganz sicherzugehen. Und jetzt ist die Meldung raus, dass der Priester sich geirrt hat – keine Schwänze, keine Teufel!«

Als wir am nächsten Morgen zum Flugplatz schlenderten, sprachen wir wenig. Jeder war in seinen eigenen Gedanken gefangen.